



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Erinnerung

F. G. Fichte, † 27. Januar 1814.
Wie die Menschen, erstaunlich genug, ihre so verschiedenen Sprachen bis in sehr feine Regungen des geistigen Lebens verstehen, so sprechen noch leichter manche Charakterzüge oder Taten an, wenn sie auch wie in einem fremden Dialekt reden. Ungefähr kosmopolitische Sympathien erregt die kraftvolle und opferbereite Persönlichkeit. Sinkt sie ins Grab, so gilt von ihr die Formel des Perikles: außerordentlicher Männer Grabmal ist die ganze Erde. Fichte ist dem landläufigen Bewußtsein wohl meist der Verfasser der Reden an die deutsche Nation (1807/8) und der Philosoph, der gesagt hat: „was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist. Denn ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrat, den man ablegen oder annehmen könnte, wie es beliebt. Sondern es ist beeeelt durch die Seele des Menschen, der es hat. Ein von Natur schlaffer oder durch Geistesnechtschaft, gelehrten Luxus und Eitelkeit erschlaffter und gekrümmter Charakter wird sich nie zum Idealismus erheben.“ Von seiner Philosophie, also wesentlich der mehreren Haltungen unterworfenen „Wissenschaftslehre“, die Schopenhauers Galle stark erregte, handeln die berühmtesten Geschichtsschreiber. In das Fühlen und Denken unserer Tage sind wohl nur Fichtes sozialistische Ansichten übergegangen. Von solchen kann man reden, da er z. B. meinte, der Staat solle die Armut unmöglich machen und allen Bürgern Arbeit und Absatz gewährleisten. Die Möglichkeit, sein leibliches Dasein selbst zu erhalten, sei ein Urrecht der Person. Es darf im Staate keinen geben, der nicht von seiner Arbeit lebt und leben kann, keinen Notleidenden, aber auch keinen Müßiggänger. Mithin muß der Staat das Recht haben, die

Tätigkeit des einzelnen zu beaufsichtigen, um den Müßiggang zu verhindern, und die Macht (durch Regale u. a. m.), Unterstützungsanstalten zu gründen, um den Armen zu helfen. Denn der Arme hat ein absolutes Zwangsrecht auf Unterstützung. Zu den Bedingungen des freien Handelns gehört, daß alle Eigentümer sind. Jeder Mensch soll also Eigentum haben. Soll der Staat auch jedem das Recht sichern, von seiner Arbeit leben zu können, so schließt doch Fichte die Gewerbefreiheit (wie auch den Freihandel) aus.

Indessen scheinen uns das Fäden, die im Gewebe der Zeit auch ohne Fichte erschienen wären. Glaubte er, sich im Denken über den Staat orientieren zu müssen, so wird man in jenen Betrachtungen wohl daneben den Pulsschlag eigener Erfahrungen spüren, ein Echo der Gefühle hören, die er in langen bösen Tagen an sich selbst kennen gelernt hatte. Es ging ihm oft so, wie Lessing einmal von sich sagt: „Ich stand am Markte, niemand wollte mich dinge, ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte usw.“ Der beklemmende Dunst der Dürftigkeit umgab Fichte und seine sieben Geschwister nicht nur in dem elterlichen Hause des armen Leinwandwebers in Ramenau, einem Dorfe der Oberlausitz, sondern haftete wie ein zäher Rebel an ihm auf seinen Irrfahrten. Diese brachten ihn, nachdem er 1780 in Jena Student der Theologie geworden war, als Hauslehrer von 1784 bis 1791 auch in die Schweiz, ja bis nach Warschau, wo er das einzige Mal (über die Einsetzung des Abendmahls) predigte. Noch 1790, also achtundzwanzig Jahre alt, war er, wie er einem Freunde aus Leipzig schrieb, von einem Tage zum anderen um Brot verlegen; aber dennoch damals — vielleicht einer der glücklichsten Menschen auf dem weiten Rund der Erde. Warum? Weil er die Kantische Philosophie studierte, in der

ein Student von ihm unterrichtet zu werden wünschte.

So hatte er endlich sich selbst gefunden. Als er 1793 die Schweizerin Maria Rahn geheiratet hatte, trug ihn, wider Erwarten, zum erstenmal eine schön gewölbte Woge des Glücks empor: 1794 erhielt er die Professur in Jena. Da mochte sich seine Brust weiten und ihm scheinen, daß der Äther duftend ohne Wolken schwebte, wie Goethes Naufikaa sagt. Aber es ist bekannt, daß er nach bald sich erhebenden Schwierigkeiten, hauptsächlich infolge des sogenannten Atheismustreites, 1799 aus Jena weichen mußte. Er kam nach Berlin, das er nur im Sommer 1805 und Winter 1806/7 verließ, um in Erlangen und Königsberg Vorlesungen zu halten.

Sicher war er nicht das, was man eine bequeme und konziliante Persönlichkeit nennen kann, nicht sanft und friedliebend, wie er 1791 einem Freunde schrieb. Die „herrischen Gelüste seines Selbstgefühls“ zeigten sich oft genug, auch in dem Zuge seines Wesens, den man als erziehungswütig bezeichnen kann. Aber es war nicht die enthirnte Reformzappelerei schwachköpfiger Pedanterie. Sein stählerner Wille wollte mit dem Radikalismus der Spekulation auf Volk und Vaterland wirken; in der widerstrebenden Welt, oft mit scharfen Pfeilen der Verebbarkeit, das durchsetzen, was ihm die begriffliche Deduktion als erwünscht oder notwendig erscheinen ließ. Und doch war er nach Goethes Ausdruck (der im Jenaer Streit gegen ihn war) „eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen“.

Wie die Prophetie wesentlich Ausfluß des Willens ist, so erhebt sie ihre Stimme gern bei umwölktem Himmel. Sie kann bloß eine düstere Zukunft verkünden, hat aber doch nicht selten die herbe Aufgabe, das Schicksal als Schuld zu deuten und den Zeitgenossen Fehler vorzuhalten, die sie ablegen müssen, ehe sie unter den schwer herabhängenden Wolken des Donners eine Dämmerung des erquickenden Lichts erschauen können, das sich zum Glanz eines neuen Tages erheben soll. Auch sind ja die persönlichen Erlebnisse jener Propheten nicht derart, daß sie zur Racheiferung verlocken könnten, als hätte die Zeit unfehlbar einen Kranz bereit, um den Schauer jubelnd

zu krönen. Wie Fichte einmal sagte: ich denke nicht, sondern in meinem Denken denkt ein anderes, so fühlte er in den düsteren Zeiten unserer Not in sich nur den Herzschlag des Vaterlandes.

In Wahrheit trug er unter der Redner-toga den Kriegsmantel. Denn unmittelbarer Lebensgefahr setzte ihn seine Wirksamkeit aus, wie auch den andern Diokuren, den zarteren Schleiermacher, die seinige. Mit jener unbefohlenen, so erwünschten Mechanik des Handelns, bei welcher das Leben der Güter höchstes nicht ist, schrieb unser Patriot z. B. 1808: „Ich weiß recht gut, was ich wage; ich weiß, daß ebenso wie Palm ein Blei mich treffen kann. Aber dies ist es nicht, was ich fürchte, und für den Zweck, den ich habe, würde ich gern sterben.“ Er gehört nicht unter die feierlichen Nullen. Konnte er nicht als eine Art von Feldprediger die Soldaten in den Krieg begleiten, so trogte er in Berlin der Gefahr, einem fusillez moi ça. Als sich das Vaterland wie von einer Blutleere des Gefühls erhobte, war auch Fichte zu der wahren Betätigung der Männlichkeit, zum Tode, bereit. Anders aber, als er dachte, traf ihn der unentrinnbare Senseshieb. Noch einmal hatte ihn die Welle gehoben, da er in Berlin, der Hauptstadt des Staates, der nach seiner Meinung die Führung in Deutschland übernehmen sollte, Professor wurde. Nach wenig Jahren riß ihn der Tod mitten aus der Bahn. 1813 füllten sich die Berliner Lazarette, und Fichtes Gattin war unermüdlich in der Pflege der Leidenden. Im Januar 1814 erkrankte sie selbst. Genötigt, seine Vorlesungen zu beginnen, verließ sie Fichte, um sie vielleicht tot wiederzufinden. Nach zwei Stunden zurückgekehrt erfuhr er, daß anscheinend die größte Gefahr vorüber sei. Als er sich zu ihr niederbeugte, so glaubt man, nahm er selbst den Krankheitskeim in sich auf. Seine letzte Freude war die Nachricht, daß Blücher den Rhein überschritten hatte.

Friedrich Wilhelm der Dritte verdient Dank, wenn er (1799) gesagt hat: Ist es wahr, daß Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag das der liebe Gott mit ihm abmachen; mir tut das nichts.

K. Bruchmann

J. G. Fichtes Werke in sechs Bänden (Auswahl) sind im Verlage von Felix Meiner, Leipzig (kompl. brosch. 36 Mark, in Halbfranz 45 Mark) erschienen. Der gleiche Verlag hat auch Einzelausgaben verschiedener Werke veranstaltet, die geeignet sind, die Kenntnis Fichtescher Ideen in weite Kreise zu tragen, u. a. die „Reden an die deutsche Nation“, (brosch. 2 Mark), „Fichte und Forberg, Die philosophischen Schriften zum Atheismusstreit“ (brosch. 2 Mark), „Die Anweisung zum seligen Leben“ (brosch. 2,50 Mark), „Das System der Sittenlehre nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre“ (brosch. 3,50 Mark) und „Die Bestimmung des Menschen“ (brosch. 1,80 Mark). Die Herausgabe hat Fritz Medicus besorgt, auch hat er mehrere Bände eingeleitet.

Jugendpfl.-ge

Die Pfadfinderbewegung in der Schweiz. Die vor etwa vier Jahren in England durch General Baden-Powell in das Leben gerufene großartige Jugendbewegung der Pfadfinder hat auch bald auf dem Kontinent in den verschiedensten Ländern festen Fuß gefaßt. Im Juni des Jahres 1912 ist auch ein Schweizer Pfadfinderbund gegründet worden, der schon mehrere tausend Knaben und Mädchen umfaßt. Gerade in der Schweiz mußte sich diese Art erzieherischer Jugendfürsorge unter schwierigen Verhältnissen durchsetzen, denn dort wirken schon seit vielen Jahren die verschiedensten Einrichtungen im Dienste einer körperlichen Erleichterung der heranwachsenden Jugend. Die Turn- und Schützenvereine, der militärische Vorunterricht und die Kadettenkorps sind alle tätig im Sinne einer militärischen Vorbereitung zur erhöhten Feldtätigkeit und eines inneren Ausbaues des eidgenössischen Volkshheeres. Sie nehmen aus diesem Grunde auch alle in ihrer vaterländischen Wirksamkeit Rücksicht auf die Bedürfnisse des militärischen Lebens und auf die Hinweise der hervorragenden soldatischen Führer. Der schweizerische Pfadfinderbund lehnt im Gegensatz zu allen anderen Organisationen ähnlicher Art streng und deutlich eine Betonung des militärischen Standpunktes ab und stellt den großen Gedanken des Schöpfers dieser Er-

ziehungsform, die Heranbildung und Stärkung eines bewußten und edlen Charakters, als allererste Aufgabe obenan. Inmitten der überreichen Herrlichkeiten des schweizerischen Gebirgslandes wollen die Führer ihre Knaben in zielbewußtem, planvollem und erstem Schaffen zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenschweißen und so die Interessen des einzelnen hinter diejenigen der Gesamtheit zurückstellen.

In der Schweiz hatte diese Bewegung ihren impulsiven Ursprung innerhalb der Reihen der Christlichen Vereine junger Männer in der Südschweiz genommen. Auch in anderen Landesteilen bildeten sich unter der eifrigen und hingebenden Leitung von Männern, die den großen erzieherischen Wert der Pfadfinderbewegung erkannt hatten, einzelne Gruppen. Durch die nationale Selbständigkeit der Kantone hatten die Abteilungen im Anfang ein recht verschiedenes Gepräge. Die Bewegung konnte erst erstarken, als es einem Zentralkomitee gelang, die bestehenden Gründungen unter allgemein anerkannten Grundsätzen zu einer höheren Einheit zu sammeln. Den schon bestehenden Gruppen durfte von ihrem durch die Entwicklung gerechtfertigten Charakter nichts genommen werden; aber doch war eine Zusammenfassung, um ein Zersplittern zu verhindern, eine große Notwendigkeit.

Jede Pfadfinderbewegung besteht aus einer oder mehreren „Patrouillen“ von jeweils acht Jungen. Die ganze Abteilung wird von einem „Instruktor“ (Oberfeldmeister) geführt, der seinerseits aus der Zahl der Leute für jede Patrouille einen Patrouillenfürher (Feldmeister) bestimmt. Die Patrouille ist eine für immer festgefügte Untereinheit, deren Mitglieder nicht ohne weiteres in eine andere Patrouille übertreten können. Eine solche Änderung darf nur mit Willen des Instruktors geschehen. Der Eintritt der Jungen in den Kreis der Pfadfinder kann erst nach bestandenen Aspirantenexamen erfolgen, in dessen Verlauf er über den tieferen Sinn und den Inhalt der Pfadfindergeetze Auskunft erteilen muß. Gleichzeitig soll ein dem Instruktor vorgelegter selbstgefertigter Gegenstand Zeugnis ablegen von einem gewissen Grade gewöhnlicher Handfertigkeit. Dann erst wird der Knabe mit feierlichem

Versprechen als Aspirant (Jungpfadfinder) in eine Patrouille aufgenommen und erhält damit die Berechtigung, die Kleidung der Abteilung zu tragen. Zur Ablegung des eigentlichen Pfadfinderegemens braucht der Aspirant zunächst die Einwilligung seines Instruktors. Dieser muß durch Beobachtung während der Aspirantenzeit die Überzeugung gewonnen haben, daß der Junge in moralischer und körperlicher Hinsicht reif und würdig ist, im Geiste des Pfadfindertums zu leben. Ist das Urteil des Instruktors positiv, dann hat sich der Aspirant der eigentlichen Prüfung zu unterziehen, die sich auf folgende Punkte erstreckt:

1. Zehn in unseren Gegenden vorkommende Bäume nach Blatt oder Silhouette erkennen und bestimmen; ihre charakteristischen Eigenschaften angeben.

2. Wenigstens einen Franken erspart und auf einer Sparskasse angelegt haben.

3. Nach Besichtigung während einer Minute von vierundzwanzig verschiedenen, zerstreut auf einem Breite liegenden Gegenständen eine Liste aufzustellen, die wenigstens sechzehn der gesehenen Gegenstände enthält.

4. Zwei Kilometer in weniger als fünfzehn Minuten zurücklegen.

5. Mit höchstens zwei Streichhölzern im Freien ein Feuer anzünden und auf diesem Feuer ein kleines Mahl bereiten.

6. Eine Generalkartenskarte lesen und den Kompaß gebrauchen können.

Diese sechs Bedingungen, die in der Pfadfinderprüfung erfüllt werden müssen, fordern von dem Knaben doch schon eine tüchtige, ernste theoretische und praktische Vorarbeit. Darin liegt aber ein großes erzieherisches Moment; sie muß durch zielbewußtes Schaffen auf eine bestimmte Höhe gebracht werden. Besondere Abzeichen geben die verschiedenen Grade der Leistung an und reizen den Ehrgeiz. Die beiden Examina geben die eigentliche Gewähr für eine bis zu einem bestimmten Grade gleichförmige Ausbildung der einzelnen Abteilungen. Ihre Einführung wird darum durch das Zentralkomitee von jeder Gruppe verlangt, wenn sie sich dem eidgenössischen Pfadfinderbunde anschließen will. Im übrigen aber ist es den Abteilungen freigestellt, ein oder das andere der gesamten Erziehungsrichtung nicht

widersprechende Prinzip besonders auszubauen.
Professor Brosamer

Schöne Literatur

Das Kleistbuch von Julius Hart. Berlin, Verlag Neues Leben. Wilhelm Borngräber.

Als Goethe Tiecks paradoxe Deutung des Charakters der Lady Macbeth erfuhr, bemerkte er, wir hätten in der Behandlung Shakespeares den Kreis schon durchlaufen und wären auf dem Standpunkte angelangt, daß uns die Wahrheit anwidert, der Irrtum aber willkommen erscheint. So geht es Julius Hart mit seinem krampfhaften Versuch, in Kleists „Prinzen von Homburg“ etwas ganz Neues hineinzulegen. Es ist in der Tat schwer, augenblicklich über Kleist zu schreiben, nachdem Meyer-Benfey ihn für den eigentlichen und einzigen deutschen Klassiker neben Goethe erklärt und Wilhelm Herzog eine erschöpfende begeisterte Biographie gegeben hat. Die plötzliche Erkenntnis von Kleists überragender Größe weckt einerseits wie bei Roland Schacht (Nr. 42 Jhg. 1913 der Grenzboten) den Widerspruch, anderseits die Lust, diese Erkenntnis zu vertiefen und durch Erfindung eines Kleistsystems zu begründen. Der kluge Julius Hart hat sich in den Gedanken verrannt, daß vor ihm noch keiner Kleist richtig beurteilt hätte, denn gerade dort sei Kleists eigentliches Wesen zu finden, wo die früheren Ausleger das Krankhafte und Verfehlte zu sehen glaubten. Und nun gibt der geistvolle Kritiker eine außerordentlich scharfsinnige Erklärung, wie der „Prinz von Homburg“ eigentlich gemeint sei; glänzend geschrieben, fesselnd bis in die Kleinigkeiten, aber in Kleists Text findet sich nicht der geringste Anlaß zu Harts Ansicht. — Oder soll das wirklich das Neue sein, daß „der Jahrtausende alte Kampf zwischen Vernunft und Natur der große Stoff ist, die einzige Angelegenheit, um welche sich für Kleist alles handelt?“ Da muß ich aus meiner, natürlich höchst minderwertigen, Schulpraxis widersprechen. Das weiß längst jeder Primaner, daß im „Prinzen von Homburg“ kein Held im Sinne Max Piccolominis dargestellt werden soll, sondern ein Stück Natur, Gefühl, im Gegensatz zum Recht, zum strengen Gesetz der Vernunft.

Die auffallendste Willkür der Auslegung ist die Annahme, daß der Kurfürst den Prinzen zu seinem Nachfolger auf dem Thron bestimmt hätte. Das ist mit keiner Silbe erwähnt. „Wie alles Große in der Kunst, so ist auch Shakespeare einfacher, als man ihn so oft darzustellen sich bemüht hat“ (Rudolf Genée). Das gilt auch für Kleist. Und Hart bemüht sich sichtbar, eine einfache Formel für Kleist zu finden, aber er verschlingt sich in Irrpfaden, weil er dem Wahne lebt, über Kleist sei noch nichts Wichtiges gesagt worden. „So war denn doch der Kluge Klug genug, nicht Klug zu sein.“

Ich darf als Schulmeister wohl eine praktische Lehre daraus ziehen: der unverfälschte Kleist tritt nur in der „Penthesilea“ hervor; damit muß der reifere Leser, also unser Primaner, die Kleistlektüre beginnen. Denn hier ist alles klar: die rasende Leidenschaft kennt keine Grenzen, wirklich keine, auch nicht die der literarischen Sitte; darüber springt der Gegenstandskünstler, der glühendste Bilderschnied hinweg, wie der Renner über die bekannte Hürde. Von der „Penthesilea“ aus wird erst der „Prinz von Homburg“ begreiflich. Sie ist der Schlüssel zum Wesen des Dichters, der Prinz und Michael Kohlhaas öffnen nur den Blick in Seitengemäcker. Darum war es verfehlt, daß Hart für das Kleistbuch die Analysen dieser beiden Werke erfor.

Tr. Friedemann

Reisebeschreibungen

Edto Goebel, „Vom Ural bis Sachalin“.

Berlag von Dietrich Reimer (Ernst Bohsen) in Berlin 1913. Preis 4,75 Mark.

Nachdem der Verfasser über die wirtschaftlichen Forschungsergebnisse seiner im Laufe der letzten Jahre mit Unterstützung des auswärtigen Amtes ausgeführten großen sibirischen Reisen berichtet hat, legt er uns nunmehr ein überaus fesselndes Buch vor, in dem er seine Reiseerlebnisse und Eindrücke vom Standpunkt des allgemein menschlich interessierten Beobachters schildert. Wenn schon das europäische Rußland in seinem gegenwärtigen kulturellen Bestande dem gebildeten Westeuropäer auch heute noch oft genug nicht mehr als ein lebloser Schattenriß bedeutet, so gilt dies in noch

viel höherem Maße von dem ungeheuren Gebiet, das sich zwischen dem Ural und dem Stillen Ozean breitet. Goebel hat nun, abgesehen von den nördlichsten Landstrichen, nahezu alle Städte und Landesteile besucht, die wirtschaftlich und kulturell von irgendwelcher Bedeutung sind, und uns ein so ungemein lebensvolles Bild entrollt, daß das unwirtliche Sibirien in greifbare Nähe gerückt erscheint. Ins tiefenhaftig projiziert erscheinen uns die Mißstände im Verkehrswesen, die Anspruchslosigkeit bezüglich Sauberkeit und äußerem Behagen, die jeder Reisende schon im europäischen Rußland kennen zu lernen Gelegenheit hat. Aber mit seinem Humor weiß sich der Verfasser über alle Beschwerden, die oft lebensgefährliche Dimensionen annehmen, hinwegzusetzen und läßt sich für die spärlich gesäte Schönheit der nordischen Natur und die Beurteilung der Menschen und ihrer Lebensverhältnisse den Blick nicht trüben. Es ist ein Kennzeichen der Darlegungen Goebels, daß sie mit der strengen Sachlichkeit wissenschaftlicher Beobachtung den Reiz der Erzählung eines Wanderers vereinen, der durch das Land zieht und an der Fülle der Lebensformen seine helle Freude hat. Auch das Geringe und Unscheinbare weiß er zu erfassen und in das große Buch einzutragen, in dem schließlich jede Rechnung aufgeht. So hat uns denn Goebel in überaus sympathischer Weise auf losen Blättern ein Kapitel aus dem Leben und Weben der Menschheit erzählt, das viele Leser fesseln wird.

Preisaus schreiben

Die Psychologische Gesellschaft zu Berlin hat beschlossen, eine Preisaufgabe zu stellen. Als Thema ist gewählt: „**Beziehungen zwischen der intellektuellen und moralischen Entwicklung Jugendlicher.**“ Der Umfang der Arbeit soll vierzehn Bogen nicht überschreiten. Sollten jedoch die Untersuchungstabellen besonders umfangreich werden, so ist ein Überschreiten dieser Grenze zulässig. Die Arbeiten müssen bis zum 1. Juni 1915 abgeliefert sein; die Ablieferung hat stattzufinden bei dem Vorsitzenden der Psychologischen Gesellschaft, Herrn Sanitätsrat Dr. Albert Moll, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 45. Um die Anonymität

zu wahren, sollen die Arbeiten an der Spitze ein Stichwort enthalten. Dieses Stichwort soll mit der genauen Adresse des Bearbeiters in einem versiegelten Kuvert der Arbeit beigelegt werden. Die Arbeiten müssen mit der Schreibmaschine geschrieben sein. Der ausgesetzte Preis beträgt 750 Mark; eine Verteilung der Summe auf mehrere Arbeiten ist zulässig. Preisrichter sind die Herren Professor Dr. Neumann in Hamburg, Sanitätsrat Dr. Albert Moll in Berlin und Professor Dr. William Stern in Breslau. Die Preisverteilung findet nach Mehrheitsbeschluß statt, doch steht in besonderen Fällen jedem Preisrichter ein Vetorecht zu. Die Psychologische Gesellschaft hat das Recht, die Arbeit oder die Arbeiten, denen ein Preis zuerkannt ist, in ihr Eigentum übergehen zu lassen und in ihren Gesellschaftsschriften zu publizieren.

Unter Jugendlichen sind nicht nur junge Leute von etwa 14 bis 18 oder 20 Jahren, d. h. solche jenseits des eigentlichen Kindesalters, zu verstehen; es ist vielmehr das eigentliche Kindesalter eingeschlossen. Es ist auch statthaft, bei sonst fehlendem Unter-

suchungsmaterial die Untersuchungen ausschließlich bei Kindern bis zu 14 Jahren vorzunehmen. Immerhin wäre es wünschenswert, daß auch die der eigentlichen Kindheit folgenden Jahre berücksichtigt werden.

Was die Methoden der Untersuchung betrifft, so werden bestimmte Vorschriften über die Wahl der Methode nicht gemacht. Um den Grad der intellektuellen Entwicklung festzustellen, sei auf folgendes hingewiesen. Es wird sich empfehlen, verschiedene Methoden anzuwenden, besonders sich nicht auf die Prüfung einer einzigen intellektuellen Fähigkeit, z. B. die Kombinationsmethode oder die Ebbinghaus'sche Ergänzungsmethode zu beschränken, weil sonst die Gefahr vorliegt, daß die Prüfung der intellektuellen Entwicklung einseitig wird.

Auch die Prüfung der moralischen Entwicklung soll nach möglichst mannigfaltigen Methoden erfolgen. Wünschenswert ist es, sich nicht nur auf die Beantwortung von Fragen zu stützen, die dem Kinde vorgelegt werden, obwohl die Fragemethode berücksichtigt werden kann. Es ist zu empfehlen,

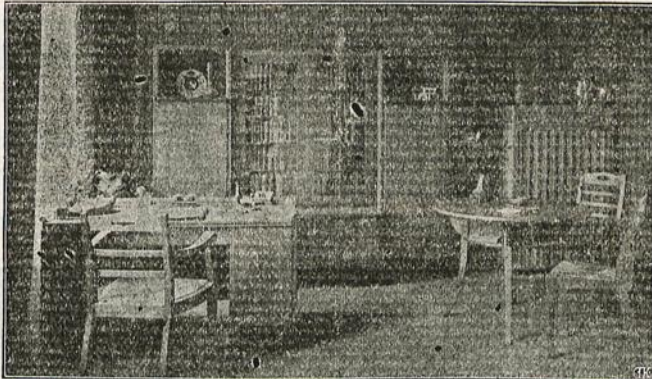
Werksstätten Bernard Stadler Paderborn

Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiste durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in sich schon durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältnisse der Formen. Einzelerfertigung in verständnisvollem Eingehen auf besondere Wünsche. Besonders preiswert: Bürgermöbel

Vollständige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungsrörper, auserlesenes Kunstgewerbliches Kleingerät

Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark



Berlin W. 30 • Bremen • Düsseldorf • Hamburg • Leipzig
Traunsteinerstr. 6 Georgstr. 6 Bleichstr. 6 Bergstraße 12/14 i. h. Aug. Polich

wenn möglich auch Beobachtungen über die objektive Handlungsweise des Jugendlichen und über das gesamte Benehmen der Kinder bei der Prüfung zu sammeln und zu verarbeiten; doch muß es dem Bearbeiter überlassen bleiben, nach den zur Verfügung stehenden Untersuchungsmöglichkeiten die Methoden zu bestimmen. Im ganzen hat die Prüfung der moralischen Entwicklung sich möglichst zu erstrecken auf die sittlichen Gefühlsreaktionen, die sittlichen Urteile (die sitt-

liche Einsicht), das sittliche Wollen und wenn möglich das sittliche Handeln des Jugendlichen.

Selbstverständlich ist eine Untersuchung normaler Jugendlicher erwünscht; es sind höchstens zu Vergleichszwecken Befunde von abnormen und kriminellen Jugendlichen anzureihen.

Alle Anfragen sind an Herrn Sanitätsrat Dr. Albert Moll, dessen Adresse oben angegeben ist, zu richten.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
 Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 8630, des Verlags: Amt Bügow 6510.
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 86/87.



BÉNÉDICTINE

DIE KÖNIGIN
ALLER
LIQUEURE

Wortmarke „Bénédictine“, Etiketten, Siegel, Gesamteindruck der Flasche sind geschützt.